

Globalgeschichte und die Einheit der Welt im 20. Jahrhundert

Historiker brauchen nicht länger die Welt zu erfinden, um Weltgeschichte zu schreiben. Die Welt existiert als materieller Sachverhalt. Sie liegt vor uns, nicht als „Geist“, sondern als konkrete und alltägliche Erfahrung und erfordert praktische Erklärung. Eine globale Technostruktur von Produktion und Destruktion, ein weltweites Netzwerk der Satellitenkommunikation, des Investments, des Handels und der Medien geben dieser Welt Realität und verführen manche dazu, von einem „globalen Dorf“ zu sprechen. Tatsache ist, die Welt ist „zum Greifen nahe“; Touristen und Konsumenten „ziehen sie sich ein“; Arbeiter, überflüssig geworden durch billigere Arbeitskräfte anderswo, erfahren sie als massiv unpersönliche Kraft, die ihr privates Leben und ihre lokalen Gemeinschaften zerstört.¹ Am Ende des 20. Jhs. brauchen wir uns die Welt nicht „vorzustellen“, um sie Realität werden zu lassen: sie existiert in globalen Verbundnetzen von Produktion und Destruktion.

Angesichts dieses Sachverhaltes müssen wir lernen, anders als bisher über die Welt nachzudenken. Die Historiker des 18. und des 19. Jhs. konnten sich die Welt nämlich nur als symbolische Struktur versinnbildlichen. Sie vertrauten zunehmend auf die naturalistische Metapher von Wachstum und Entwicklung,² um ihre Entwicklungsgeschichte zu verstehen, und lasen in der Menschheitsgeschichte die Anlage zu einem „großen Design“, das die Gegenwart hervorgebracht hatte. Diese Auffassungen haben in Versuchen zeitgenössischer Historiker und Sozialwissenschaftler überlebt, den „Aufstieg des Westens“ zu erklären und die einzigartige Kombination von Faktoren herauszustellen, die die nordatlantische Region befähigte, die Welt zu dominieren. Vielleicht besteht die verbreitetste Auffassung einer nach wie vor populären Weltgeschichte darin, daß der Westen selbst im Niedergang triumphiere, indem der Rest der Welt seinem Weg folgt.³ Doch diese „Weltgeschichte Europas“ (Freyer) erklärt unsere Welt nicht mehr.⁴ An ihr festzuhalten, heißt heutzutage traditionell denken, auch wenn das in progressiver Absicht geschieht. Denn die Probleme, denen wir heute selbst bei einfachen Verrichtungen (wie einem transatlantischen Telefongespräch) gegenüberstehen, haben mit der Eigenart einer Welt zu tun, die sich nicht mehr in den Ideen des 19. Jhs., sondern in der globalen Praxis des 20. Jhs. vorstellt.

Das Nachdenken über diese Geschichte setzt die empirische Vermessung dieser globalen Praxis, genau genommen einer Vielzahl von Einzelhandlungen, voraus. In der Tat braucht man heute eine Karte nicht von Territorien, sondern von Transaktionen, um diese globale Welt zu begreifen. Doch damit ist zwar globale Realität erfasst, aber noch keine Geschichte gemacht. Die besondere Problematik einer Globalgeschichte im 20. Jh. besteht darin, die Anstrengungen zu verstehen, die aus den Versuchen entstehen, Ordnungsmuster für eine Welt zu etablieren, die zwar eine geworden ist, aber ein widersprüchliches Ganzes bleibt - technisch und materiell integriert, aber sozial und kulturell tief gespalten. Das zentrale Thema dieser Globalgeschichte des 20. Jhs. – im Unterschied zu den weltgeschichtlichen Imaginationen des 19. Jhs. – ist die immer radikalere Trennung von Prozessen globaler Integration und dem Streben nach lokaler Autonomie und das Anwachsen von Gewalt angesichts der Unfähigkeit und Unwilligkeit, einen Ausgleich zwischen diesen beiden Tendenzen zu finden.⁵

Alte Themen

Der Umstand der globalen Integration macht die gegenwärtige Krise der Weltgeschichte so ernst. Denn die ehrwürdigen westlichen Traditionen der Weltgeschichte mit ihrer Vision des menschlichen Fortschritts und der kulturellen Entwicklung hörten genau zu dem Zeitpunkt auf, Erklärungen hervorzubringen, als fortgeschrittene Mittel des Transports, der Kommunikation, der Produktion und der Destruktion begannen, die Welt technisch und materiell zu integrieren. Sie versagten angesichts der Praxis globaler Integration. Dieser Kollaps einer großen Idee war um so gravierender, als die Weltgeschichte einmal einen zentralen Platz in den Geistes- und Sozialwissenschaften eingenommen hatte.⁶ Im 18. und 19. Jh. waren die Welt und ihre Zivilisationen das Studienobjekt aller großer Systemdenker Europas, die über die Richtung und das Ziel des menschlichen Fortschritts spekulierten und debattierten. Sie beschäftigten sich mit der Menschheitsgeschichte insgesamt und versuchten, sie als Fortschreiten der Menschen zu moralischer und wissenschaftlicher Aufklärung (Condorcet, Saint-Simon, Comte) oder als historische Entwicklung zur Freiheit (Kant, Hegel, Marx) zu verstehen, die divergierenden historischen Wege der verschiedenen Zivilisationen vergleichend zu erklären (Weber, Troeltsch) oder den – moralischen (Spencer) oder rassischen (Gobineau) – Triumph der westlichen, weißen Zivilisation im Kampf ums Überleben zu feiern. Ihre Konzepte und Methoden von Weltgeschichte, die

auf den Modellen des christlichen, humanistischen oder materiellen Fortschritts oder der zyklischen Wiederkehr vom Aufstieg und Niedergang der irdischen Existenz basierten, bildeten die Grundlage des aufgeklärten Denkens über die Welt und schufen den konzeptionellen Rahmen für akademische Disziplinen genauso wie für die gebildete Öffentlichkeit.

Das war ethnozentrische Geschichte im sprichwörtlichen Sinne. Die Intellektuellen des 18. und 19. Jhs. konnten bestenfalls die Welt als Ganzes aus einer regionalen Position „vor sich stellen“. Ihre Forderungen nach einer totalen Einsicht in die Dynamik der Weltgeschichte und ihre universalen Annahmen über die menschliche Entwicklung fußten auf einer Welt, die allenfalls in Ihrem Kopf Existenz gewann. „Erfahren“ wurde diese Welt zwar schon; aber sie kam immer zurück nach Europa in diskreten Erfahrungsschnipseln (Reiseberichten, wissenschaftlichen Beobachtungen), die dann im Geist zu einem Ganzen zusammengesetzt wurden. Versuche, Welt- oder Menschheitsgeschichte zu schreiben, liefen darauf hinaus, sich das Ganze zu veranschaulichen und als Formation und Entwicklung von Weltzivilisationen zusammenzusehen. Der „Geist“ der Systemdenker war das einzige Element, das diese Welt auch tatsächlich zusammenhielt. Man möchte erklärend hinzufügen, daß diese Visionen des menschlichen Fortschritts und Verfalls versuchten, für ein unbeherrschtes und unbehaustes Europa Sinn zu stiften, indem das Schicksal der Menschheit unter den Bedingungen einer besonderen Erfahrung des europäischen Übergangs zur bürgerlichen Gesellschaft konzipiert wurde.⁷ Ergo auch der merkwürdige Tatbestand, daß weltgeschichtliche Betrachtungen immer wieder zu den Ursprüngen der Krise europäischer Traditionen zurückgekehrt sind, statt sich der Weltgeschichte als Globalgeschichte zu widmen.

Die letzten Verfechter dieser Tradition (Spengler, Ortega y Gasset und Toynbee), obwohl weniger sicher, daß die westliche Zivilisation und bürgerliche Moral fortschreiten würden, behandelten die „universale“ Geschichte entsprechend noch als ein geschichtsphilosophisches Problem und sahen die zukünftige Einheit der Welt inmitten von Desintegration und Zerfall mehr als ein geistiges oder idealistisches Anliegen denn als materielle Kulmination der historischen Entwicklung. In der Tat verzweifelten sie am materiellen Fortschritt, der ihrer Ansicht nach die weltgeschichtliche Kultur nur unterminieren konnte, welche die Historiker des 19. Jhs. in das Zentrum der menschlichen Entwicklung gestellt hatten.⁸ Es war diese idealistische Tradition mit ihrem Anliegen, die Geschichte einer Region in der Totalität der Menschheit aufzuheben, die angesichts der aktuellen materiellen und technischen Integration der Welt im 20. Jh. zusammenbrach. Paradoxerweise war die Tradition

des weltgeschichtlichen Denkens, die so nachhaltig das Entstehen der einen zusammenhängenden Welt angekündigt hat, deren erstes Opfer.

Denn was die Weltgeschichte im 20. Jh. zerstörte, war die Real-Geschichte der Welt im 20. Jh. Die Art und Weise, wie die expansive Projektion von Produktion und Gewalt die Welt integrierte, setzte zwei weltgeschichtliche Grundvorstellungen außer Kraft, wie sehr diese auch im wissenschaftlichen Alltagsgebrauch nachklingen mögen: Erstens, daß der Westen durch seine Dominanz in der Welt, die er der Meisterung der technischen und materiellen Mittel globaler Integration verdankte, diese auch tatsächlich kontrolliere und damit den Verlauf der globalen Entwicklung rational gestalte; zweitens, daß dabei der Westen, im positiven Beweis seiner eigenen Existenz, über ein gesichertes Wissen von der Richtung und dem Ergebnis der Weltgeschichte verfüge. Diese doppelt genährte Vorstellung von der Zukunft der Menschheit hat sich nicht bewahrheitet, je mehr diese Zukunft im 20. Jh. Realität gewann. Das heißt, es gab zwar westliche Dominanz und es gab globale Integration. Aber diese zeitigten nicht die Folgen, welche ihnen im 18. und 19. Jh. zugeschrieben worden waren. Allenfalls gereichte dieser intellektuelle Überhang dazu, Versuche einer Verständigung über globale Integration zu blockieren. So gab es denn eine Weltgeschichte und ihre populären Deutungsmuster, die nicht mehr auf die Welt paßten, und eine Praxis globaler Integration, die unerklärt blieb.

Das Scheitern der ersten Annahme (über die Identität von Verfügungsgewalt und Herrschaft) könnte Überraschung hervorrufen. Die Fähigkeit der europäisch-nordatlantischen Region, Produktion und Gewalt global zu organisieren, scheint sich doch nur bestätigt zu haben. Sicherlich kann man das Faktum westlicher Dominanz nicht leugnen, wie sie in der expansiv wachsenden Kontrolle über die Produktions- und Gewaltmittel und Hilfstechnologien wie des Transportes und der Kommunikation aufscheinen.⁹ Der Umstand, daß das Monopol westlicher (europäischer und nordamerikanischer) Verfügungsgewalt weit aufgebrochen ist, stellt in diesem Zusammenhang nur eine erste Korrektur des Sachverhaltes dar. Wichtiger ist, daß diese Verfügungsgewalt auf einer globalen Ebene, von wem sie auch immer ausgeübt wurde, zu keinem Zeitpunkt ausgereicht hat, Herrschaft einigermaßen dauerhaft zu organisieren. Es blieb der Traum der Intellektuellen des 19. Jhs., daß Europa die fortgeschrittenste Region der Welt sei, weil dieser Kontinent die gewaltigsten Produktions- und Destruktionstechniken entwickelt hat, und daß er durch die Verfügung über diese Mittel zur Organisation globaler Ordnung nach westlichem Vorbild in der Lage sei. Die Annahme, daß der Westen, indem er die globale Vernetzung von Produktion und Destruktion dominiert, tatsächlich

den Prozeß globaler Integration bestimmt, geht schlichtweg an der Realität vorbei.¹⁰ Ungeachtet der Fähigkeit, überlegene Produktions- und Gewaltmittel einzusetzen und einen verheerend hohen Preis für Auflehnung zu fordern, erwiesen sich diese Mittel, die Herrschaft zu etablieren, sowohl als instabil wie auch als kontraproduktiv. Prozesse globaler Integration im 20. Jh. ließen sich zu keinem Zeitpunkt in Weltordnung umsetzen, so daß man inzwischen mit Fug und Recht daran zweifelt, ob es überhaupt so etwas wie eine Weltordnung geben könne.¹¹ Jedenfalls war sie bislang nicht auf der Basis der Verfügungsgewalt über Produktion und Destruktion zu erreichen.

Die Ursachen dafür sind in allenthalben zu beobachtenden, in der Ausarbeitung einer Globalgeschichte dann aber genau zu bestimmenden, kapitalen Widersprüchen bei der globalen Organisation dieser Verfügungsgewalt zu suchen. Denn Produktion und Destruktion wurden tatsächlich zunehmend global organisiert, aber dieser Prozeß war begleitet von anhaltenden kulturellen Konfrontationen. Diese nahmen das Erbe regionaler Kulturen auf, waren aber alles andere als bloß residuale Strukturen, wie man das zunächst einmal annahm. Sie erwiesen sich vielmehr als Ausdruck eines zunehmend weltweiten Vergesellschaftungsprozesses, in dem der Kampf um Selbst- und Mitbestimmung, Autonomie und menschliche Würde im Mittelpunkt stand. Für das 20. Jh. kann deshalb gelten, daß die Verfügungsgewalt über Produktion und Destruktion sich nicht in Sozialverträge und politische Ordnung umsetzen ließ. Statt dessen vertiefte sich das Streben nach Selbstbehauptung (in dem im übrigen das Streben nach materiellem Erfolg als Voraussetzung für ein gesichertes Leben ein wichtiges Element ist) zusammen mit der globalen Integration, so daß etwas ganz Paradoxes geschah. In dem Maße, in dem die Welt zusammenkam, fiel sie auch auseinander. Ganz im Gegensatz zu den weltgeschichtlichen Betrachtungen des 19. Jhs. hat in der Praxis globaler Integration Schritt A (globale Integration) nicht Schritt B (Weltherrschaft) nach sich gezogen. Die Welt ist integriert, aber es gibt kein Weltreich oder auch nur eine zentrale Intelligenz, die diese integrierte Welt regiert oder organisiert. Es ist auch nicht abzusehen, daß es diese zentrale Intelligenz, etwa in Form eines Weltstaates, geben könnte – zumindest nicht in dem Sinne, in dem wir landläufig von Staaten sprechen.

Für eine Geschichte des 20. Jhs. ist daran folgendes wichtig: Der Vorgang der globalen Integration im 20. Jh. verortet Weltgeschichte nicht in der Evolution oder Devolution von Weltsystemen, sondern in der anhaltenden Spannung zwischen Prozessen der globalen Integration – d.h. der Universalisierung von Kontrolle über Produktions- und Gewaltmittel – und Prozessen der sozialen Reproduktion und ihrer kulturellen Repräsentation -

d.h. der Herausbildung selbstbestimmter lokaler Identitäten im Vorgang globaler Vergesellschaftung. Beides zusammen erst konstituiert eine widerstrebende Weltpolitik globaler Entwicklung.

Man könnte in dieser Situation immer noch auf das zweite Epistem zurückgreifen und sagen: wenn die Welt nicht als Herrschaft organisiert ist, dann aber doch zumindest in der Angleichung der Gesellschaftssysteme. Statt von Weltherrschaft kann man doch zumindest von der Herausbildung einer Weltgesellschaft reden, in dem Maße, in dem alle mit allen in Kontakt treten. Die Annahme, daß die Art der Produktion und Gewaltorganisation – ihre besondere Ratio – die Welt umgestalten würde, stützte sich auf die durchaus nicht unvernünftige Annahme, daß „die ganze Welt“, indem sie sich auf westliche Produktions- und Destruktionsformen einläßt, früher oder später auch so wird wie diese. Dies gäbe dem Westen zumindest ein gesichertes Wissen über die Richtung der Weltgeschichte, selbst wenn keine einzelne Macht diesen Vorgang beherrschte. Das war lange Zeit die Überzeugung von Intellektuellen und Politikern: daß andere Gesellschaften nicht nur den in der Geschichte Europas vorgezeichneten Entwicklungsweg aufnahmen, sondern sich damit auch immer mehr dem Westen angleichen, wobei eine vollständigere technische und materielle Integration diese Gesellschaften zur weiterreichenden Übernahme entsprechender Verhaltensformen ermutigen würde. Die universelle Anziehungskraft einer wissenschaftlich-technischen Rationalität – selbst die kulturelle Repräsentation der Integration von Macht und Produktion auf einer globalen Stufe im 20. Jh. – setzten sich in die Annahme von einer wachsenden kulturellen Homogenität um. Universale Technologie wurde zur Voraussetzung für die eine Weltzivilisation.¹²

Dieses Denken fand seinen klarsten Ausdruck in den Modernisierungstheorien, die in den fünfziger Jahren aufblühten, ebenso wie in ihrer Antithese, dem Komplex der Dependenciatheorie, die in den sechziger Jahren gedieh.¹³ Beide nahmen ganz selbstverständlich eine Verbindung zwischen technischem und sozialem Wandel an – entweder indem wirtschaftliche Entwicklungsprozesse Ungleichheiten überwandten und sozialen Fortschritt erzeugten, oder indem der Kampf gegen Ungleichheit eine perfektere materielle Integration und sozialen Fortschritt für die abhängige Welt hervorbrachte. Beide glaubten, daß die globale Entwicklung der Technik eine umfassende Weltzivilisation schmieden würde – zum besseren oder zum schlechteren. Kommunistische Propaganda behauptete derweilen, daß der Kapitalismus den ideellen Westen verrate. Studien zur Entwicklung von Unterentwicklung etwa bezweifelten zwar die Möglichkeit von Entwicklung unter den herrschenden Bedingungen. Doch sie hatten zur Vorstellung, daß globale Integra-

tion „letztendlich“ in einer Weltzivilisation münden müsse, auch keine Alternative.¹⁴ Selbst den lautstärksten Kritikern des westlichen Imperialismus und Neokolonialismus gelang es nicht, über die Welt außerhalb des Paradigmas der Verwestlichung zu denken.¹⁵

Nun erfährt diese Idee durchaus einen Zipfel der Wahrheit. Gesellschaften ändern sich unter dem Druck globaler Integration – und dies ist nur zu oft ein katastrophaler Vorgang der Implosion alter Welten. Aber als Annahme über die Vergesellschaftung in einem Zeitalter globaler Integration war sie bereits nicht mehr haltbar, als sie noch den Wissenschaftsbetrieb allenthalben bestimmte. Die Welt ist tatsächlich eine „globale“ Welt geworden. Aber damit hat sich nur gezeigt, daß diese globale Welt in dem Maße uneinheitlicher wurde, indem die Integration voranschritt. Gesellschaften „modernisieren“, ohne dem historischen Vorbild zu folgen. Ja, die erfolgreichsten Modernisierer zeichnen sich gerade dadurch aus, daß sie diesem Vorbild nicht gefolgt sind. Sie eignen sich selektiv die Produktions- und Destruktionsmittel an und passen diese den eigenen Vergesellschaftungsprozessen ein; Die Zerstörung autonomer Prozesse der Erneuerung – sei es durch interne Reaktion oder durch externe Intervention – hat Modernisierungstendenzen unterbunden. So kann man sagen, daß eine zunehmende Uneinheitlichkeit der Welt das beste Zeichen für einen umfassenden Prozeß der Modernisierung ist.

Historisch ist das Resultat in jedem Falle eine Zunahme der Mannigfaltigkeit – und zwar nicht nur in dem Sinne, daß wir nun plötzlich viele und verschiedene Wege der Moderne erkennen können, sondern daß sich im Herausbilden einer globalen Moderne gleichzeitig widerstreitende Prozesse einer Vertiefung der Integration und einer Neubestimmung diskreter Vergesellschaftungsprozesse beobachten lassen. Die Welt wird materiell eine Welt, doch sie bewegt sich in radikal unterschiedliche Richtungen.

Indem wir diese Spannungen in den Mittelpunkt der Forschung stellen, lokalisieren wir Weltgeschichte in anhaltenden und offenen Auseinandersetzungen um Prozesse globaler Integration. Globale Entwicklung entfaltet sich weder natürlich noch funktional aus der Logik von Produktion und Destruktion. Sie entsteht vielmehr aus der konfliktträchtigen Interaktion zwischen Anstrengungen, globale Verfügungsgewalt in Ordnungsmacht (Autorität) umzuwandeln, und Prozessen der Vergesellschaftung, die auf lokale Aneignung – Wiederaneignung – von Macht und ihrer Mittel zielt. Das stellt auch die Kontingenz einer Geschichte globaler Integration im Unterschied zur Finalität der alten Weltgeschichten.¹⁶

Neue Problemstellungen

Der Zusammenbruch der Gewißheiten westlichen Denkens über die Welt veränderte das Studium der Welt in diesem Jahrhundert. In dem Maße, in dem einheitliches Denken über Weltgeschichte angesichts der tatsächlich ablaufenden Integration zunehmend komplexer wurde, wandten sich Sozialwissenschaftler spezialisierten Teildisziplinen mit empirisch verifizierbaren Forschungsgegenständen zu. Sie befaßten sich ebenfalls mit allen Teilen der Welt, aber sie bevorzugten einen partiellen Zugang, wo die Weltgeschichte noch vom Ganzen träumte. Die Vertreter dieser Entwicklung gratulierten sich, endlich die Vereinfachungen und ethnozentrischen Plati­tden der weltgeschichtlichen Betrachtungen aufgegeben zu haben. Doch nicht nur wirkten viele der alten Annahmen und Paradigmen fort. Während die Sozialwissenschaften ein ganz ohne Zweifel diversifizierteres, umfassenderes und in vielerlei Hinsicht realistischeres Bild der Welt in ihren Einzelteilen entwarfen, blieb ihr Verständnis der globalen Entwicklung insgesamt – der Bedingungen menschlicher Vergesellschaftung im Kontext der materiellen Integration der Welt – auf dem verstaubten Wissensstand der Weltgeschichte stecken. Die Zahl der Bücher zu globalen Problemen wuchs zwar gewaltig an, aber globales Denken kam nicht so recht vom Fleck und verlief immer wieder in die alten Episteme. Die Modernisierungstheorien sind ein gutes Beispiel für die Diskrepanz zwischen „starkem“ partiellem Wissen und „schwachem“ globalem Denken.¹⁷

Dieses partielle Wissen lief in zwei großen Strömungen nebeneinander, die wir uns etwas genauer ansehen müssen. Eine Forschungstendenz interessierte sich für die globale Expansion von Produktions- und Marktsystemen. Parallel dazu entwickelten sich Analysen über die Projektion staatlicher Macht und militärischer Gewalt in die Welt. Diese beiden Ansätze harmonisierten zwar im Wissenschaftsbetrieb (der beide zu den *international relations* zählte) für gewöhnlich nicht, aber sie sind beide doch auf dieselbe Sache aus. Arbeiten in dieser Forschungsperspektive folgen der Projektion von Produktions- und Gewaltmitteln in die Welt. Sie haben die Auswirkung dieser Machtmittel auf den Prozeß der globalen Integration in Untersuchungen von Herrschaft und Penetration (ein bevorzugter Begriff) anderer Gesellschaften aufzuzeigen versucht. Studien über Wirtschaftsbeziehungen und -systeme, welche die Entwicklung einer modernen Weltwirtschaft in den Mittelpunkt stellen, und über internationale Mchtebeziehungen, welche die Herausbildung von globalen Machtstrukturen analysieren, sind die bekanntesten Forschungsthemen. Zu dieser Forschungsrichtung gehört jedoch auch Wallersteins Geschichte der

Weltsysteme, die er selbst nicht hier einordnen würde.¹⁸ Dieser Ansatz ist in den letzten Jahren etwas in Verruf geraten, da er sich dem Vorwurf des Reduktionismus nicht entziehen konnte. In der Tat sind alle Versuche, eine kulturelle Dimension in die Systemanalyse einzubeziehen, weitgehend gescheitert. Doch gerade für eine historische Analyse ist ein anderes Problem sehr viel vordringlicher. Wallerstein hat mit seinen „Weltsystemen“ durchaus etwas richtiges gesehen – nämlich den Prozeß der globalen Integration als einen systemischen Vernetzungsprozeß globaler Herrschaft. Jedoch, statt ihn nun zu untersuchen, wo er ihn gefunden hat, nämlich im 20. Jh., verlegt er ihn in die „tiefe“ Vergangenheit zurück, wo er gerade einmal gedacht worden ist. Das tut weder der Vergangenheit noch der Gegenwart gut; denn was herauskommt, ist nicht eine Geschichte der Welt im Zeitalter der globalen Integration, sondern eine weitere Untersuchung über den Ursprung und die Grundlage des westlichen Erfolges vor diesem Zeitalter. Die Vergangenheit ist so vereinigt mit der Gegenwart, und die Welt – als ein europäisch dominiertes, ökonomisches System – wird als ein einheitliches Ganzes vom Beginn der Moderne an erklärt. Dieser Ansatz stellt Europa, bzw. den Aufstieg Europas in den Mittelpunkt der Erzählung und bleibt auch in der Kritik fasziniert von der Energie der westlichen Expansion und ihrer Fähigkeit, die Welt materiell zu integrieren. Was herauskommt, ist eine „Weltgeschichte Europas“ (Freyer), nicht eine Globalgeschichte von Herrschaft und Unterordnung.

Solche partiellen Weltgeschichten lassen sich zwar nicht mehr auf den Fortschritt der Menschheit ein, aber sie folgen unreflektiert den Projektionen westlicher Macht.¹⁹ Sie gedeihen daher weitgehend als Wissen von Herrschaft oder als ihre Kritik – beide sorgfältig herausgearbeitet innerhalb des Rahmens einer immer engeren materiellen Integration der Welt. Während die Vorstellung die grobklotzige, hierarchische Unterschichtung von Herrschenden und Beherrschten inzwischen zwar von einer die Wechselseitigkeit betonenden Analyse von Machtbeziehungen ersetzt worden ist²⁰, bestehen auch diese Gramsci-beeinflußten neueren Untersuchungen weiterhin auf einem Primat materieller Produktions- und Gewaltmittel als den hauptsächlichen Verlaufsformen der globalen Entwicklung.²¹ Sie drängen der globalen Entwicklung eine Einheit auf, indem sie auf der Übermacht globaler Herrschaft bei der Neugestaltung lokaler und regionaler Vergesellschaftung bestehen. Was zählt, ist Macht und die Beziehung von Mächten.

Teils als Reaktion auf diese Strömung in den Sozialwissenschaften und teils als eine Erneuerung der alten Neugier auf andere Weltkulturen hat sich im Gegenzug eine zweite Forschungstradition herausgebildet, die in der Anthropologie und Ethnographie sowie in der schnell steigenden Zahl von Regional-

studien und Lokalgeschichten ihre hauptsächlichen Vertreter hat.²² Wenn diese Entwicklung auch von verschiedenen Quellen gespeist ist, so hat ihr Hang zur dichten Beschreibung täglicher Routinen und kultureller Praktiken der Völker rund um die Erde doch für sich, daß die Analyse von Verhaltensformen, Vergesellschaftungsprozessen und Weltbildern entscheidendes zum Verständnis von Vergesellschaftungsformen beiträgt. In vieler Hinsicht sind diese Arbeiten ganz bewußt als Antithesen zu dem „harten“ Ansatz all derer konzipiert, die sich mit Produktion und Destruktion auseinandersetzen. Aber auch diese Richtung ist für gewöhnlich der globalen Projektion von Macht gefolgt, wie dies die neuere Kritik der Anthropologie wiederholt gezeigt hat. Sie hat zumindest indirekt die Überlegenheit der westlichen Produktions- und Gewaltmittel bekräftigt, wenn auch vorwiegend durch die Dokumentation ihrer verheerenden Auswirkungen auf „ursprüngliche(re)“ Gesellschaften und Kulturen. Im Trauern um die „tristes tropiques“²³ operieren sie de facto immer innerhalb eines konzeptionellen Rahmens, der eine technische und materielle Integration der Welt voraussetzt. Statt diese nun aber als Fortschritt zu feiern, nehmen sie den Umstand der Integration zum Anlaß, eine vergehende Zeit zu analysieren. Eine ursprüngliche Partikularität und Authentizität wird so zumindest in der Archäologie des Forschers bewahrt. Bei der Betonung lokaler, kultureller Praktiken wird dann allzu leicht übersehen, daß diese partikularen Welten stillschweigend ihren „Platz“ immer schon innerhalb eines global gegebenen Kontextes materieller Integration gehabt haben.²⁴

Ohne diese implizit verbindenden Annahmen setzt jedenfalls ein kultureller Relativismus ein, der Autonomie annimmt, wo gerade diese verloren gegangen ist. Dies geschieht selbst dann noch, wenn eine Verbindung von globaler und lokaler Ebene angenommen wird. Neuere Regionalstudien haben ganz zurecht versucht, die relative Autonomie lokaler sozialer und kultureller Prozesse oder zumindest die relative Distanz zwischen lokalen Verhältnissen und globalen Systemen herauszuarbeiten. Unter anderem hat dies schon sehr früh zu einer Debatte über die „Verknüpfung von unterschiedlichen Produktionsverhältnissen“ (etwa Kapitalismus und Feudalismus, Marktwirtschaft und Sklaverei) und über die Möglichkeit der Koexistenz und gegenseitigen Durchdringung unterschiedlicher Ebenen und Formen sozialer Organisation (Bürokratie und familiäre Klientelsysteme) geführt.²⁵ Studien dieser Art haben auch das Problem der sozialen und kulturellen Vielfalt im späten 20. Jh. aufgegriffen. Sie streben aus der alten Zwangsjacke der Dichotomisierung von „traditionellen“ und „modernen“ Gesellschaften hinaus. Aber in der Betonung der Distanz zwischen lokaler Vergesellschaftung und globalen Prozessen der Integration enden sie doch für gewöhnlich dabei, die Multiplizität sozialer

Formen und kultureller Erscheinungen aus dem globalen Bezugssystem herauszulösen. Während das den Anthropologen nicht schaden mag, verkennt ein solcher Ansatz die globalgeschichtliche Durchdringung und Segmentierung lokaler Entwicklung. Denn Anthropologen werden monieren, daß sich Gesellschaften jeweils als Ganzes lokal reproduzieren müssen und haben damit auch recht. Es gibt keine halben Gesellschaften. Eine Globalgeschichte hingegen würde betonen, daß die Elemente, die in dieses lokale Geflecht eingewoben sind, doch eben auch globalen Ursprungs sein können – und sei es nur, daß lokale Entscheidungen per Telegrafie (oder Telefon) von fern gefällt werden. Globalgeschichte betont also die besondere Art von externen Vergesellschaftungsstrategien in einem Zeitalter globaler Verbindungen.

Die Dimensionen einer solchermaßen global erweiterten Vergesellschaftung sind der Grund dafür, daß eine partikularistische Geschichte zu kurz greift. Die typische Lösung einer partikularistischen Betrachtungsweise besteht darin, den Begriff der globalen Integration zugunsten von Untersuchungen zu lokalen Prozessen von Diversifikation fallenzulassen. Die Bindeglieder, welche auch diese lokalen Welten zusammenhalten, werden durch die detaillierte Beobachtung des Hervorbringens von Unterschieden ersetzt. Damit breitet sich ein forschungspolitischer „Exzeptionalismus“ aus, bei dem sich die Untersuchung der Welt im Relativismus einer Unzahl vergleichender Studien auflöst.

Ohne Zweifel haben diese beiden großen Forschungsrichtungen eindrucksvolle Beispiele für die Veränderung der Welt im Sog globaler Integration geliefert. Aber diesen Interpretationen mangelt es an Erklärungsmacht. Sie häufen Geschichten und partielle Theorien an, aber können die Prozesse nicht erklären, welche die Globalgeschichte im 20. Jh. bestimmen, weil sie darauf bestehen, daß der Impuls für die globale Entwicklung entweder in der Formation globaler Herrschaftsstrukturen oder in der Art, wie lokale Gesellschaften sich selbst reproduzieren, liegen müssen. Das ist eine höchst unerquickliche Sackgasse, in der die Analyse globaler Integration festgefahren ist zwischen machtpolitischem Reduktionismus und einem anthropologischen Relativismus inmitten einer außergewöhnlichen Ansammlung von Wissen über die Welt.

Das Problem einer Weltgeschichte als Globalgeschichte des 20. Jhs. besteht daher fort. Es kann teilweise dadurch behoben werden, daß beide großen forschungspolitischen Strömungen sich gegenseitig mehr beachten – Machtpolitik sich stärker der Vergesellschaftungsprozesse bewußt wird und kulturalistische Analysen lokaler Verhaltensformen sich der externen Machtzusammenhänge stärker bewußt werden. Doch damit ist das Thema einer

Globalgeschichte nicht abgetan. Ihr zentrales Anliegen als intellektuelles Projekt im späten 20. Jh. besteht vielmehr in der Untersuchung der gespannten Wechselwirkung zwischen Kräften der globalen Integration – konkret dem Einsatz von Produktion und Gewalt – und Kräften der Vergesellschaftung – der Behauptung von Formen sozialer und kultureller Selbstbestimmung in der unentwegten Reformierung der Beziehungen von Klassen, Geschlechtern und ethnischen Gruppen.²⁶ Das erfordert eine sorgfältige Beschreibung und Analyse historisch spezifischer Prozesse von Herrschaft und Unterordnung, welche die Welt zugleich zusammenziehen und auseinanderreiben. Dies kann nur vorangehen, indem man gleichermaßen global und lokal arbeitet. Das wiederum kann auf vielerlei Weise geschehen. Doch der Kern eines solchen Ansatzes besteht in der Analyse der Auseinandersetzungen darüber, wer oder was die Identität von Individuen, sozialen Gruppen, Nationen und Kulturen bestimmt und definiert und wie in diesem widerstreitenden Prozeß die eine Welt globaler Interaktion entstanden ist. Im Mittelpunkt einer solchen globalen Geschichte stehen also nicht Systeme oder Strukturen, sondern Ereignisse, welche den gespannten Prozeß globaler Integration prismatisch erfassen; denn es geht ja darum, den Widerstreit zu ergründen, in dem globale Integration zwischen globalisierender Verfügungsmacht und lokaler Vergesellschaftung oszilliert. Erst diese doppelte Bewegung erlaubt es, spezifisches über den Vorgang globaler Integration zu sagen: wie er Gestalt annimmt in der Spannung von Integration und Fragmentierung.

Dabei ist die Betonung des Widerstreits von globalisierender Produktion und Destruktion und lokalisierenden Prozessen der Vergesellschaftung nicht als eine willkürliche methodologische Entscheidung zu verstehen, die forschungsstrategisch für alle Zeiten Geltung haben würde.²⁷ Vielmehr spiegelt die Trennung dieser beiden Ebenen der Analyse eine faktische Spaltung globaler Entwicklungsprozesse im 20. Jh. wider, die nicht ohne weiteres auf alle Expansionsprozesse angewandt werden können. Dieses Auseinanderdriften ist vielmehr ein Produkt der letzten einhundert Jahre und damit ein historisch spezifischer Vorgang. In der umkämpften Vermittlung zwischen universalisierenden Systemen der Produktion und der Gewalt und lokalen und regionalen Kräften der gesellschaftlichen Erneuerung und der Selbstbestimmung gewinnt also nicht die Menschheit, sondern eine diskrete historische Epoche Gestalt, die allenfalls die Zeit zwischen der Mitte des letzten Jahrhunderts und dem letzten Drittel dieses Jahrhunderts umspannt. Dies ist eine Epoche nicht schlechthin der Expansion, die es ja auch vorher gegeben hat, sondern der Globalisierung. Es ist ein Epoche des Übergangs, an deren Ende wir eben jenen Zustand beobachten können, welcher den Ausgangspunkt

dieser einleitenden Betrachtungen bildete. Die Welt ist zersplittert wie nie zuvor. Und doch ist sie, wie nie zuvor, integraler Ort menschlichen Handelns geworden. Wie und warum es dazu kam, ist der Gegenstand einer Weltgeschichte als Geschichte der Globalisierungsprozesse im 20. Jh:

Die regionalen Ursprünge der globalen Integration

Solange man annimmt, daß die Welt sich in Richtung auf eine einzige, homogene und moderne Zivilisation bewegt, in der traditionelle Gesellschaften zugunsten einer Weltgesellschaft zurückgelassen werden, sind regionale Geschichten bloße „Vorgeschichten“, die sich mehr oder weniger schmerzvoll im Prozeß der „Herausbildung einer dritten Welt“ einrichten.²⁸ Der einzige Grund, solche Geschichte zu studieren, besteht darin, herauszufinden, warum sie derjenigen des Westens unterlegen waren, oder um sie als exotische „Andere“ derjenigen des Westens gegenüberzustellen. Geben wir aber dieses Wissen von den Wegen und Zielen der Weltgeschichte auf, werden die autonomen Geschichten der Regionen und Kulturen der Welt im Moment der globalen Integration unmittelbar relevant für das Studium der globalen Entwicklung. Denn selbst die Weltsystem-Theorien haben letztlich nicht daran rütteln können, daß vor der letzten und globalen Phase der Expansion westlicher Macht in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. weltpolitisch signifikante Prozesse sich auf überlappende, wechselseitig interagierende, aber doch wesentlich autonom sich reproduzierende Regionen stützte; das heißt Regionen, die allesamt Produktion, Vergesellschaftung und Machtbehauptung in einem territorial umrissenen Rahmen organisierten. Das schloß durchaus nicht aus, daß die Oberherrschaft über weite Zonen der Welt in ortsfremden Händen lag, aber das ist nun keineswegs ein „modernes“ oder europäisches Phänomen. Schwieriger ist die Lage in der atlantischen Welt, wo es in der Tat zu einer interkontinentalen Symbiose kam; aber selbst dort ruhten diese Wechselbeziehungen auf räumlich in sich geschlossenen Herrschaften.

Jede Interpretation der Weltgeschichte im 20. Jh. tut deshalb gut daran, mit einer entschiedenen Betonung des Regionalismus in der globalen Politik zu beginnen.

Es fällt nicht leicht, den inneren Zusammenhang und den Aufbau einer Welt autonomer Regionen in der ersten Hälfte des 19. Jhs. genau zu fassen.²⁹ Aber wenn wir die jeweilige Organisation von Produktion und Handel, dann die regionalen Konfigurationen militärischer und administrativer Macht und schließlich Formen kultureller Identität übereinanderschichten und auf diese

Weise räumliche Verdichtungen rekonstruieren, dann lassen sich die territorialen Grenzen zwischen den Regionen der Welt aufzeigen und so eine analytische Basis als Ausgangspunkt für Prozesse globaler Integration finden. Dies ist jedenfalls eine vernünftiger Methode, als unbesehen und unbedacht mit vorgegebenen Weltkulturen bzw. Zivilisationen zu arbeiten, wie das heutzutage wieder häufig geschieht.

Was bei dieser Arbeit herauskommt, ist der Aufweis territorial voneinander getrennter, regionaler Entwicklung, die durch vergleichbare Faktoren – wachsende Bevölkerung, intensivierte landwirtschaftliche Produktion, dichte Formen des Austausches zwischen Stadt und Land und die permanente Auseinandersetzung um Steuern und Abgaben zwischen den Produzenten und ihren Herren – bestimmt waren, aber doch sehr unterschiedliche Vergesellschaftungsformen auf engstem Raum zuließen. Verbindungen zwischen einzelnen Regionen haben immer existiert, und die Dichte und Intensität der Wechselbeziehungen fing an, im 17. und 18. Jh. sprunghaft zu wachsen. Neue Formen der Oberherrschaft, eine Sukzession neuer, vor allem europäischer Imperien, bildeten sich heraus. All das soll keineswegs heruntergespielt werden. Aber diese imperialen Machtgebilde können eben auch nicht mit den Maßstäben des 20. Jhs. gemessen werden. Denn bis zur Mitte des 19. Jhs. blieben die wichtigsten regionalen Zentren der Welt räumlich getrennt und in sich territorial und korporativ geordnet. Dies traf selbst für die atlantische Welt zu, wo afrikanische, amerikanische und europäische Gesellschaften zwar in einem mörderischen Tauschsystem, basierend auf Sklaverei und Plantagenwirtschaft, zusammengehalten wurden, aber sich doch mit Ausnahme der Plantagenesellschaften aus sich selbst regenerierten.³⁰ Die Ausnahmestellung der Plantagenesellschaften wurde nicht zuletzt von der zeitgenössischen Literatur ausführlich diskutiert.

Dies sollte sich ab der Mitte des 19. Jhs. rapide ändern – in Richtung auf alternative Herrschaftsmodelle, die wir als „imperialistisch“ bzw. „korporatistisch“ bezeichnen werden. Doch sollen diese Begriffe hier nicht per Definition, sondern in der histerischen Problematisierung der Wende in der Mitte des 19. Jhs. eingeführt werden. Die Regeneration von Herrschaft war von diesem Zeitpunkt an kaum mehr regional oder lokal zu leisten, sondern griff vermehrt auf extra-regionale Ressourcen und Erfahrungen zurück. Nicht schlechthin die Überschichtung von Fremdherrschaft, sondern die systematische Verzahnung von Regionen in einem zunehmend selbstlaufenden und gewalttätig abgesicherten Verbundnetz bereitete den Quantensprung vor, der den Prozeß globaler Integration in Gang setzte.

Es gibt natürlich eine Reihe von zu erwartenden Indikatoren für diesen

Vorgang wie etwa internationaler Handel, Transport oder auch die transkontinentale Projektion von Gewalt, welche eine neue Ära maritimer Kriegsführung (Opium-Krieg, Krim-Krieg) einleitete. Doch will uns scheinen, daß die entscheidende Wegmarke, die das 19. vom 20. Jh. trennt, mehr noch durch eine umfassende Krise in der Organisation der regionalen Macht- und Gesellschaftskonfigurationen gezeichnet war. Die Dimensionen dieser Übergangskrise werden offensichtlich, wenn wir damit beginnen, ihre wesentlichen regionalen Manifestationen aufzulisten: die verheerenden ländlichen Aufstände in China, die den Hintergrund der Opiumkriege bildeten und in den Taiping-, Miao- und Nien-Aufständen der fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts kulminierten; die innere Transformation Japans, die eine Periode beschleunigter Selbsterneuerung eröffnete; die Krise der Leibeigenschaft in Rußland und die folgende Emanzipation als Versuch der Erneuerung des zaristischen Regimes; die Krise der Sklaverei in den Vereinigten Staaten, die zu einem erbitterten Bürgerkrieg und einer raschen Konsolidierung des Industriekapitalismus führte; die Meuterei der britisch-indischen Armee und der Aufstand nordindischer Bauern und Prinzen, in der sich ein mehrschichtiger sozialer, ethnischer und religiöser Kampf um Autonomie entlud; der Zusammenbruch des alten holländischen Kolonialregimes im heutigen Indonesien, der, vergleichbar der Krise der britischen Kontrolle über Indien, eine politische Neugestaltung der holländischen Imperialpolitik veranlaßte; der Umsturz der intraregionalen Beziehungen – des Mächtesystems – in Europa, aufgrund der deutschen und italienischen Einigung; die innere Krise der Einheit des Osmanischen Reiches, die einerseits aus dem ägyptischen und andererseits aus dem südosteuropäischen Streben nach Autonomie erwuchs und zu weitreichenden Anstrengungen um innere Reformen führte, welche zwar nicht das Reich retteten, wohl aber die Grundlagen für einen türkischen Nationalstaat schufen; und die sozialen und politischen Aufstände entlang der Küsten der atlantischen Welt, speziell in Südamerika und Westafrika, die auf die Unterdrückung des Slavenhandels und den Aufstieg der „freien Arbeit“ im Kontext einer globalen Segregation von Arbeitsmärkten folgten.

Der umfassende Charakter dieser Krise legt eine Synchronisation regionaler Prozesse nahe und könnte als solche im Rahmen der Weltsystem-Theorie abgehandelt werden. Doch entstand jede dieser Krisen aus regional spezifischen Bedingungen, obwohl sie alle dadurch verschärft wurden, daß die einzelnen Regionen nun auf Gedeih und Verderb miteinander in Konkurrenz traten, und daß diese Konkurrenz auf die sozialen und ökologischen Grenzen der auf Landwirtschaft und Handwerk basierenden Machtorganisationen stieß. So wurde in jedem einzelnen Fall der Verlauf der Krise durch die dichtere

Wechselbeziehung zwischen Regionen und durch die Intensivierung der Anstrengungen um Selbsterneuerung bestimmt. Die jeweils angestrebten Lösungsversuche für die Krisen wurden so bedingt durch das Wissen von und die Wechselbeziehung mit anderen Regionen – und allen voran mit Europa, das dabei war, aus diesem Regional- und Imperialzusammenhang der frühen Neuzeit auszubrechen. Wichtig daran ist zunächst einmal nicht, daß Europa „gewann“, sondern daß alle Regionen der Welt in interne Kämpfe um Selbsterneuerung verwickelt waren, und daß separate, regional spezifische Krisen, die gleichzeitig um die Jahrhundertmitte auftraten, dahin tendierten, die globale Entwicklung von parallelen regionalen Geschichten auf eine neue Ebene der globalen Wechselbeziehung zu heben. Deren Kern war von Beginn an der Kampf um die Wahrung von Autonomie.³¹ Deren Verlaufsform aber wurde geprägt durch die Herausbildung selbstlaufender, transregionaler, gewaltsam abgesicherter Verkehrswirtschaften.

In diesem Kontext können wir die explosive Beschleunigung und die qualitative Verschiebung der europäisch-nordatlantischen Entwicklung in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. genauer bestimmen. Es geht dabei im einzelnen weniger darum, herauszufinden, wie groß der Vorsprung Europas zu diesem Zeitpunkt war, obwohl diese Differenz dann sehr wichtig werden sollte. Aber zunächst einmal ist die Eigenart der europäischen Selbsterneuerungsbestrebungen ausschlaggebend. In ihrer extremen Instabilität – ihrer notorischen Unfähigkeit, den Wettbewerb und den Konflikt zwischen den verschiedenen Mikrozentren der Macht innerhalb der Region selbst zu kontrollieren – und angesichts der Unfähigkeit, Produktion und Vergesellschaftung (Migration!) innerhalb der Grenzen nationaler Macht zu stabilisieren, brach die Region als Ganzes in einen höchst unberechenbaren Expansionskurs aus, der zu einer beispiellosen Projektion von Macht nach Übersee führte.³² Die zwischenstaatlichen Rivalitäten und die Konkurrenzdynamik der industriellen Expansion in der nordatlantischen Region brachten recht eigentlich den Aufbruch zur Globalmacht hervor. Europa war unfähig, sich selbst von innen zu regenerieren, denn keine seiner „nationalen“ Fragmente konnte sich aus sich selbst reproduzieren, aber zusammen waren sie handlungsunfähig. Uneinig außer im Mythos der „westlichen Zivilisation“ setzten die europäischen Staaten auf Konsolidierung durch Expansion – nicht unbedingt nach Übersee, aber über die Grenzen des eigenen Herrschaftsbereiches hinaus.

Diese externe Lösung einer regionalen Krise wurde durch die Revolution der Machtmittel, die gewaltige Intensivierung von Produktions- und Destruktionsmacht, ermöglicht, welche ab den sechziger Jahren entscheidend das Gleichgewicht der Kräfte zwischen den Regionen zugunsten der nordat-

lantisch-europäischen Region kippte.³³ Die Konsequenzen dieser Entwicklung verliefen in zwei Richtungen. Zum einen zerstörte sie nun auch die letzten Reste der Einheit oder eines politischen Gleichgewichts innerhalb der nordatlantischen Region. Zwischenstaatliche Konkurrenz wurde nun (wieder) zum entscheidenden Prinzip der innereuropäischen Beziehungen, nachdem der Wiener Kongreß zeitweilig eine Art europäischen Landfrieden gewährleistet hatte. Zum anderen brach die Ausdehnung der westlichen Rivalitäten auf die Welt die regionalen Herrschaftsräume auf. Sie verschränkten sich mit den ehemals autonomen Entwicklungswegen und drängte regionalen Herrschaftsräumen ihren Stempel auf. Bis zum Ende des 19. Jhs. nahmen die nationalen Expansionen europäischer Staaten damit mehr und mehr die Form interkontinentaler Herrschaft an, die nun allerdings im Unterschied zu den vorangegangenen Epochen einerseits enger an die Metropolen angebunden waren und andererseits lokale Herrschaft (nicht einfach unterdrückten, sondern) auflösten, segmentierten und parzellierten. Auf den ersten Blick macht dies keinen großen Unterschied im Vergleich zu den vorangegangenen europäischen und außereuropäischen Imperien. Doch tatsächlich ist der Unterschied gewaltig. Denn die entstehenden interkontinentalen Herrschaften ruhten nun nicht mehr – oder nicht mehr ausschließlich – auf der direkten Kontrolle von in sich geschlossenen, territorialen Herrschaftsverbänden, sondern auf der Segmentierung von Herrschaft und der Kontrolle von Kommunikation innerhalb und zwischen den Herrschaftszonen. Das hatten die Römer einstmals auch schon begriffen; aber für die Organisation europäischer Herrschaft war dies ein Neubeginn.

Es war ein Neubeginn, der nicht überall mit derselben Intention betrieben wurde. Die kontinentaleuropäischen Staaten erwiesen sich allesamt als recht konventionell in ihrer Expansionspolitik. Sie agierten ganz im Sinne von Carl Schmitt als „Landmächte“. Sie suchten mit mehr oder minder großem Erfolg nach kolonialen Ergänzungsräumen, die sie dann schrittweise unterwarfen. Das zaristische Rußland bot mit seiner Expansion nach Innerasien das wohl schlagkräftigste Beispiel, doch das republikanische Frankreich stand dem in Nordafrika wenig nach. Die Vereinigten Staaten bildeten hierzul in vieler Hinsicht genau das Gegenstück; denn räumliche Expansion hatte nach der Niederlage der Südstaaten im Bürgerkrieg die Rolle der Beschaffung eines agrarischen Ergänzungsraumes verloren und wurde nun ihrerseits Schwungrad im Prozeß gesellschaftlicher Transformation.

Doch die entscheidende Macht im Übergang zu einer globalen Politik war Großbritannien, das ganz kalkuliert einen Kurs der globalen Integration betrieb, der territoriale und nicht-territoriale Formen umfaßte. Die hauptsäch-

lichen Kennzeichen dieser Politik bestanden in der Intensivierung der agrarischen und industriellen Produktion nicht mehr auf nationaler Basis, sondern im Kontext einer globalen Arbeitsteilung zwischen Industriezonen und rohstofforientierten und agrarwirtschaftlichen Zonen, in deren Mittelpunkt Großbritannien als Regulator stand. Dieser Kurs war den traditionellen britischen Prinzipien des *laissez faire* und des Freihandels verpflichtet, obwohl Großbritannien nie vor einer vorausseilenden Konsolidierung territorialer Herrschaft zurückschreckte und dabei allen Konkurrenten den Rang ablief. Doch das eigentlich Bedeutsame an dem britischen System globaler Herrschaft ist seine Offenheit. Das heißt, dieses Empire umschloß natürlich koloniale und semikoloniale Gebiete, darunter Dominions wie Kanada und Subimperien wie Indien. Aber es klammerte eben auch selbständige Länder ein – eben wegen seiner besonderen Qualität, welche die Kontrolle des Raumes durch die Kontrolle von Zeit und Geld erweiterte und zunehmend sogar zu ersetzen begann. Hierin liegt die Besonderheit Großbritanniens und seiner Führungsrolle bei der Herausbildung globaler Formen der Integration. Denn diese Führungsrolle bestand nur im ganz konventionellen und traditionellen Sinne darin, daß die Landkarte rot eingefärbt wurde. Erst wenn man die Transaktionen zwischen den einzelnen Zonen ebenfalls rot einfärbte, könnte man die Besonderheit britischer Macht erkennen. „Internationale“ Finanz, Kommunikation, Dienstleistungen aller Art und nicht zuletzt internationale Verkehrsformen und internationales Recht sowie Seemacht waren britisch.

Indem Großbritannien dieses Verbundnetz an sich zog, kann man so auch formal selbständige Nationen, selbst seine unmittelbaren Konkurrenten, zu seinem Herrschaftsbereich zählen. Darunter muß man etwa die neuen Industriestaaten Europas, voran das Deutsche Reich, sowie die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan rechnen, wobei hier schon deutlich wird, wie territorial die britische Obermacht war: denn Deutschland, die USA und Japan strebten dahin, diesen britischen Verbund aus eigener Machtvollkommenheit zu kontrollieren bzw. aus ihm auszusteigen. Daß man ihnen das zutrauen konnte, unterschied sie von einer anderen Gruppe selbständiger Staaten, die ebenfalls diesem Herrschaftsverbund zugeordnet waren, aber einen anderen, abhängigen Platz einnahmen. Die Reorientierung der lateinamerikanischen Agrar- und extraktiven Wirtschaften, besonders Argentiniens und Chiles, ist vielleicht das bekannteste Beispiel für diese Entwicklung, aber der bemerkenswerte Aufstieg der bäuerlichen Agrarproduktion in Westafrika in Folge des Zusammenbruchs des Sklavenhandels und die Ausdehnung der Reisproduktion in Burma und Thailand als Antwort auf die Umstrukturierung der Wirtschaft im Indischen Ozean waren von ganz ähnlicher Bedeutung.³⁴ Diese Gebiets-

herrschaften profitierten von der von Großbritannien geführten imperialistischen Arbeitsteilung, indem sie sich auf einzelne Produkte, vorwiegend Agrarprodukte oder Rohstoffe, spezialisierten.

Das alles will zunächst einmal besagen, daß globale Integration immer ein umfassenderer Vorgang war als dies die Konsolidierung der Kolonialreiche erkennen ließe. Europäische Expansion umschloß im 20. Jh. die Durchsetzung einer globalen Arbeitsteilung, die Verdichtung von Austauschbeziehungen und die intensive Koordination einer nun erst im Entstehen begriffenen, modernen Weltverkehrswirtschaft, deren wichtigstes Regulativ die fast universale Übernahme des Goldstandards war. Dieses Netzwerk der Produktion und des Tausches stützte sich in entscheidendem Maße auf die Fähigkeit spezialisierter Produzenten, ihre Güter bei relativ ausgeglichenen terms-of-trade zu exportieren.³⁵

Weder die europäischen Kolonialbesitzungen insbesondere in Afrika noch eigentlich alle Kolonialreiche waren entscheidend an diesem Austausch beteiligt. Wenn überhaupt, so bildeten sie nur einen kleinen Teil der viel mächtigeren Expansion des Welthandels. Das hat einige Autoren dazu geführt, die Bedeutung der Kolonien in der Organisation dieser „imperialistischen“ Weltordnung zu vernachlässigen.³⁶ Aber es ist doch nicht zufällig, daß Großbritannien, der erste Verfechter der weltwirtschaftlichen Integration, auch die aggressivste und erfolgreichste Kolonialmacht am Ende des 19. Jhs. war. Denn die Organisation globaler Akkumulation und die Reproduktion des Systems multilateraler Austauschbeziehungen stützte sich doch im entscheidenden Maße auf das formale Empire – insbesondere auf die weißen Dominions und auf Indien, welches das Zentrum eines großen ostasiatischen Marktes blieb und, als einziges der eurasischen Reiche, von einer europäischen Macht kontrolliert war.

Den Zusammenhang zwischen formalem Empire und der britischen Fähigkeit, globale Integration voranzutreiben und zu organisieren, muß man sich grob vereinfacht und auf das Beispiel Indiens bezogen wie folgt vorstellen. Indien war die führende Handels- und Industriemacht Asiens, die mit jedem Land in der Welt (außer mit Großbritannien) einen Handelsüberschuß bis in das 20. Jh. hinein erwirtschaftete. Aber Indien verwandelte diese Überschüsse nie oder nur sehr begrenzt in nationale Spareinlagen oder einheimische Konsumtion. Vielmehr wurden diese Überschüsse in verschiedenen Formen (etwa auch als Pensionszahlungen für Offiziere der britisch-indischen Armee) nach Großbritannien transferiert. Nun ist es eine Sache, darüber zu rechten, ob dies eine Verarmung Indiens implizierte. Jedenfalls bedurfte es der kolonialen Kontrolle, um diesen Vorgang verläßlich zu

organisieren. Selbst wenn dieses Kapital nach Indien zurückgeflossen wäre, hätte es in der Zwischenzeit ausgereicht, um das britische Bankensystem mit den nötigen Kapitalreserven auszustatten, die es ihm ermöglichten, die britische Spitzenposition als Kolonialmacht in eine zentrale Rolle als Weltbankier umzusetzen, der für die Liquidität des Welthandels und des globalen Investments zeichnete.³⁷

Die Verbindung zwischen dem Aufbau eines Empires und ökonomischer Handlungsfähigkeit – zwischen ökonomischer Expansion, extraökonomischer Abschöpfung und Transfer des Mehrwerts und finanzieller Hegemonie – machte diese „imperialistische“ Weltordnung kohärent, obwohl sie in diskreten Zonen und in ganz unterschiedlichen funktionalen Bereichen operierte. Herrschaft über Raum (Kolonien) und Zeit (Goldstandard) waren miteinander verbunden wie kommunizierende Röhren – und dies ist, wenn man so will, das eigentliche Geheimnis globaler Integration. Großbritannien organisierte den Austausch in einer internationalen Arbeitsteilung, welche die Produktion weitgehend spezialisierten Produzenten rund um die Welt überließ, solange diese ihre regionalen Märkte uneingeschränkt für britische Güter öffneten und im Rahmen der Regeln der britischen Verkehrswirtschaft handelten.

Dieser von den Briten verfochtene „imperialistische“ Weg der globalen Integration wurde von Anfang an von Autonomiebestrebungen mitgeprägt. Innerhalb der industrialisierten Welt begegnete man Globalisierungstendenzen mit der Konsolidierung nationaler Produktionsräume, um so einen Weg zu unabhängiger nationaler Entwicklung zu bahnen. Trotz offensichtlicher Unterschiede hatten Staaten wie Deutschland, Japan, und die USA eines gemeinsam: sie widersetzten sich dem britischen Weg offener Außenbeziehungen und wandten sich statt dessen nach innen. In der Nachfolge von Friedrich List³⁸ setzten sie auf die Binnenmobilisierung der Gesellschaft und die Stärkung nationaler Produktionsmacht in einem Prozeß der nationalen Organisation und Selbstausbeutung, die darauf gerichtet war, Großbritannien einzuholen und zu überholen und der beigeordneten Integration in einer von Briten dominierten Welt zu entkommen. Im Falle der USA beinhaltete diese Strategie die effektive Ausgrenzung des nationalen Binnenmarktes von der internationalen Arbeitsteilung und eine fundamentale Reorganisation der Sozialbeziehungen. Der amerikanische Bürgerkrieg war der Auftakt für diese nationale Mobilisierung, die auch auf das erst langsam erschlossene Hinterland übergriff. Weder Deutschland noch Japan besaßen einen vergleichbaren nationalen Ergänzungsraum. Ihre Strategie bestand in der nachhaltigen staatlichen Förderung der Organisationstendenzen in Gesellschaft und Wirtschaft und der Stärkung militärischer Macht. Die allgemeine Wehrpflicht und ein

nationales Bildungsmonopol unterwarfen die Sozialordnung einem institutionell organisierten und zunehmend geplanten Weg zur nationalen Effizienz. In der Wirtschaft dominierte das Prinzip der Marktorganisation – insgesamt mit dem Ziel, in die Steuerungsmechanismen der globalen Verkehrswirtschaft einzubrechen und Großbritannien in einen direkten Kampf um „Weltherrschaft“ zu zwingen.³⁹ Wir möchten diese Strategien der nationalen Mobilisierung „korporatistisch“ nennen; denn ihr entscheidendes Prinzip war die Inkorporation von sozialen Strukturen, aber diese waren nun nicht mehr, wie die alten Korporationen, territorial gebunden und im Prinzip auch nicht mehr geschlossen (d.h. offen etwa für Leistung).

Diese Anstrengungen, nationale Gesellschaft im globalen Konkurrenzkampf zu mobilisieren, verschärften jedoch den gesellschaftlichen Widerstand.⁴⁰ Die resultierenden explosiven sozialen Spannungen machten diesen Weg höchst problematisch.⁴¹ In den Vereinigten Staaten, wo ein großer Binnenmarkt dem Kapital Raum zum Manövrieren gab und eine hochentwickelte Demokratie den Widerspruch populistischer Massen absorbierte, vollzog sich die korporatistische Konsolidierung relativ schnell. Eine intensive Periode industriellen Wachstums führte bis in die zwanziger Jahre des 20. Jhs. zu einer weitreichenden Konzentrationsbewegung in der nationalen Wirtschaft in einer oligopolistischen Unternehmensstruktur. Dabei stand im Mittelpunkt die Kontrolle über den gesamten Produktionsprozeß von der Organisation der Rohstoff- bis hin zu den Konsumentenmärkten, wobei diese Produktionsorganisation bereits sehr früh auf eine transnationale Stufe gehoben wurde. Der populistische Widerstand, der auf dem Agrarsektor erstickt worden ist, wurde aus Politik und Wirtschaft abgedrängt. Im Falle Deutschlands und Japans, wo das Fehlen eines großen Binnenmarktes die Manövrierfreiheit einschränkte und agrarische Eliten die staatliche Macht in der Hand behielten, führte die enorme nationale Anstrengung zu einer umfassenden Mobilisierung und Politisierung der Gesellschaft in konkurrierenden Blöcken. Zwar dürfen auch hier die Parallelen nicht überzogen werden; doch ist eben beiden Nationen gemeinsam die Herausbildung breiter, konkurrierender (nationalistischer und sozialistischer) Massenbewegungen, die eine ältere Honoratiorenpolitik verdrängten und sich gegenseitig hochschaukelten. Krieg versprach eine Lösung der nationalen Probleme. Japan suchte nach kolonialen Ergänzungsräumen in Kriegen gegen China und Rußland. Deutschland suchte die direkte Herausforderung Frankreichs und Großbritanniens mit der Forderung nach dem Platz an der imperialen Sonne, die im Ersten Weltkrieg endete.

Die industriepolitische Konkurrenz blieb bereits am Ende des 19. Jhs. nicht ohne Wirkung auf die imperialistische Weltverkehrsordnung. Ange-

sichts der Herausforderung durch die industriellen Konkurrenten zogen Franzosen und Briten ihr immer schon starkes Engagement auf den Überseemärkten an – jene zur Politik gewordene Entschlossenheit viktorianischer Geschäftsleute, die einheimischen Zwischenhändler zu übergehen oder jene französische administrative Obsession mit lokalen und militärischen Eliten, welche beide Nationen immer tiefer in eine Politik der kolonialen Raumgewinnung hineingezogen haben. Nicht ohne erhebliche interne Widerstände gingen diese beiden wichtigsten Kolonialmächte zu einer systematischen Politik über, koloniale Produktion anzukurbeln und staatliche Macht durch Abschöpfen kolonialer Ressourcen zu stärken. Das war nicht immer erfolgreich, aber die Kolonien sollten im Gegenzug zur nationalen Konsolidierung der industriellen Konkurrenz zur „imperialen Effizienz“ und zur Bildung globaler Positionen der Stärke nutzbar gemacht werden. Im Ergebnis hörte der Imperialismus auf, Objekt eines bloßen Expansionismus einerseits und das Schwungrad für eine Ansehning der globalen Verkehrswirtschaft zu sein. Großbritannien und Frankreich exportierten gewissermaßen die Kosten des Konkurrenzkampfes mit den anderen Industrienationen in ihre kolonialen Besitzungen und vermieden damit ökonomische und soziale Umstrukturierungen im eigenen Land. Entscheidender ist, daß das selbstbewußte Ordnen des kolonialen Besitzes der imperialistischen Ordnung ihre endgültige Form gab, deren wohl folgenreichster Ausdruck nun das koloniale Entwicklungsregime war – der Einsatz des kolonialen Staatsapparates, um die Mobilisierung von Ressourcen und deren Verarbeitung voranzutreiben.⁴²

Damit kommen wir zurück zur schließlich entscheidenden Herausforderung an die imperialistische Herrschaftskonfiguration. Diese Politik imperialer Modernisierung sollte schließlich das ganze System untergraben. Denn je mehr die Konkurrenz zwischen den Industrienationen die Kolonialmächte dazu führte, sich auf die produktiven Ressourcen des kolonialen Hinterlandes zurückzuziehen, desto mehr konvertierten diese zurück zu Territorialreichen, die sich schließlich nicht nur gegen ihre Konkurrenten durch Ausschließung und Protektionismus verteidigen sollten, sondern sich jener ursprünglichen Rolle des Imperialismus, der Aufrechterhaltung globaler Akkumulation und der Beförderung einer globalen Verkehrswirtschaft, entzogen. Was hier im Laufe eines Vierteljahrhunderts verloren ging, ist die Fähigkeit zur Konversion territorialer Herrschaft in Regulationsmacht für die globale Verkehrswirtschaft. Je mehr dann aber die koloniale Staatsmacht sich auf Kolonialgesellschaften stützte, um jene Mehrwertabschöpfung zu sichern, die für die Selbsterhaltung im Konkurrenzkampf der Industrienationen notwendig war (eine Lage, die sich im Ersten Weltkrieg dramatisch zuspitzte), desto mehr

sahen sie sich nun auch dem Widerstand und der Gegenmobilisierung der unterworfenen Völker ausgesetzt – was wiederum die Kosten der kolonialen Kontrolle bedeutend erhöhte. Man könnte dies als „imperial overstretch“ (Paul Kennedy) bezeichnen, sofern man hinzufügt, daß das entscheidende Problem nicht schlechthin in der kolonialen Situation zu finden ist, sondern in dem raschen Absinken der Flexibilität imperialistischer Politik, der es für eine kurze Weile möglich schien, den Knoten einer Weltordnung zu schnüren.

Die imperialistische Weltordnung traf nicht nur auf die Rivalität der anderen Industriemächte, sondern auf die Unabhängigkeits- und Autonomiebewegungen in der nichtindustriellen Welt. Diese Strömungen bildeten ebenfalls kein einheitliches Gebilde. Im wesentlichen müssen wir mit zwei Einschränkungen kolonialer Macht rechnen. Erstens konnten sich zwei der drei noch selbständigen eurasischen Imperien (Rußland und China) und die beiden größten postimperialen Nachfolgestaaten in Lateinamerika (Brasilien und Mexiko) aus der imperialistischen Umklammerung retten. Das Osmanische Reich zerbrach zwar, aber es konnte von keiner einzelnen Macht als Subimperium in der Art Indiens kontrolliert werden. Derselbe Zustand läßt sich im übrigen auch in Ost- und Südosteuropa beobachten. Diese Wahrung der Selbständigkeit oder ihre Erneuerung in der nationalen Selbstbestimmung hatte nicht nur mit der Mächtekonkurrenz zu tun, sondern auch mit der Selbsterneuerung sowohl der alten Großraumstaaten als auch der neuen Nationalstaaten. Ihre Überlebensstrategien gründeten in den Anstrengungen, die technischen Mittel des Westens für den Prozeß der Selbsterneuerung einzusetzen, ohne sich dem Westen zu ergeben. Der fortlaufende und häufig mokant kommentierte Kampf um Modernisierung etwa in China und im Osmanischen Reich – er kulminierte im Aufstand der Jungtürken 1908 und der chinesischen Revolution 1911 – zeugte von den Bemühungen, die Integrität dieser territorialen Machtzentren dadurch zu erhalten, daß westliche Techniken in den autonomen Prozeß der sozialen Reorganisation eingefügt wurden. Im Falle Rußlands hing die industrielle Entwicklung von der Fähigkeit erfolgreicher Massenmobilisierung ab, die im Umsturz der staatlichen Ordnung und der Revolutionierung der sozialen Verhältnisse endete. Die Rekonstruktion Brasiliens im Zuge der Sklavenemanzipation und, in anderer Form, die mexikanische Revolution, richteten sich nicht zuletzt gegen die Tendenz in Richtung auf eine abhängige Integration in die imperialistische Weltordnung. Wenn auch nur bedingterfolgreich – zurückzuführen auf die Orthodoxie der herrschenden Eliten, die bleibende Spannung zwischen territorialer Organisation und Mobilisierung und die eskalierenden sozialen Spannungen zwischen Stadt und Land – gelang es doch, eigenständige Großstaaten zu

konsolidieren und ein ausgeprägtes Nationalbewußtsein zu schaffen. Dagegen schwand überall die ursprüngliche Hoffnung auf eine konstitutionelle Revolution (in Rußland und China, im Iran, in der Türkei, in Mexiko). Das amerikanische Urbild ließ sich im 20. Jh. nicht mehr kopieren. In tumultartige interne Transformationen verstrickt, blieben sie marginal in den Auseinandersetzungen um globale Integration. Ihr Erfolg – bedeutsam im Licht der indischen Erfahrung – bestand darin, sich allen Versuchen zu widersetzen, sie als koloniale Ersatzräume auszubeuten. Wie sehr auch Deutschland auf Rußland, Japan auf China und die USA auf Mexiko und die Karibik als Alternative zu ihrer Politik der Selbstmobilisierung zielen mochten, es gab eben eine der ersten großen globalen Umverteilung im späten 18. Jh. vergleichbare imperiale Neubegründung der Weltpolitik im 20. Jh. nicht.⁴³

Ebenso wichtig – aber zu diesem Zeitpunkt nicht so eindeutig im Mittelpunkt, wie dies die Literatur annimmt – ist die Entwicklung kolonialer Befreiungsbewegungen. Diese traten zunächst einmal als Versuche der sozialen und politischen Selbstorganisation auf. Ihr Kern war das Aufbegehren nicht schlechthin gegen Fremdherrschaft, sondern gegen das Einklinken kolonialer Herrschaft in lokale Machtkonfigurationen. Die Konsolidierung kolonialer Herrschaft hing entscheidend von der Abspaltung von Machtinstitutionen und Produktionsapparaten von lokalen Prozessen der sozialen und kulturellen Reproduktion ab. Territoriale und soziale Segmentierung (nach Ethnien, Geschlecht, Alter) waren die Folge. Die Unter- und Einordnung der Produktionszonen in die imperialen Austauschbeziehungen hatte den doppelten Effekt, einerseits lokale Resistenz im Produktionsbereich zu mobilisieren und andererseits autonome Entwicklung in scheinbar entpolitisierte Räume der „einheimischen“ oder „originären Kultur“ ab- und zurückzudrängen. Dies waren die beiden Pole, um die sich eine antikoloniale Politik kristallisieren konnte, deren Ziel in jedem Falle die territoriale Reintegration von Produktion, Macht und Vergesellschaftung war. Dies wurde oftmals als lediglich passives Aufbegehren im Sinne des Ausweichens, „Faulheit“, offener Sabotage und „eingeborener“ Praktiken wahrgenommen; doch diese Praktiken enthielten immer auch einen aktivistischen Kern, der sich aus der lokalen Ebene in dem Maße herausbewegte, wie kolonialistische Modernisierung einen neuerlichen Prozeß der Mobilisierung vorantrieb.⁴⁴ Modernisierungsstrategien zogen ganz systematisch Selbstbehauptungsstrategien nach sich.

Dieser Vorgang begann sich bereits vor 1914 abzuzeichnen, obwohl die Kolonialmächte zunächst in der Lage waren, autonomistische Bewegungen zurückzudrängen. Aber aus einer längeren Sicht war gerade diese Konsolidierung der Kolonialmacht das entscheidende Problem: denn sie brachte erst die

Gegenmacht hervor, welche sie zu unterbinden suchte. In dem Maße, wie koloniale Macht territorialisiert wurde, mußte sie zwangsläufig auch Herrschaft lokal organisieren, wozu es immer eines einheimischen Apparates bedurfte. Nur dort, wo eine solche Politik weitgehend ansah, wie etwa im Belgischen Kongo, und wo Kolonialmacht vor allem mobile Eingreif- und Unterdrückungsmacht war, wie in Deutsch-Südwestafrika, gab es zwar blütige Aufstände, aber kaum einen dauerhaften Haltepunkt für antikolonialen Widerstand. Erst die Konsolidierung kolonialer Staatsmacht schuf die Voraussetzungen für die antikoloniale Herausforderung. Dieser Entwicklungsbogen endete nicht, wie man zunächst annehmen mochte, mit der Dekolonialisierung, in der die antikolonialen Bewegungen die koloniale Staatsmacht übernahmen, sondern erst in der Krise der postkolonialen Staaten in den sechziger und siebziger Jahren des 20. Jhs. Diese Krise ist dann aber auch schon ein Zeichen dafür, daß das gesamte Jahrhundertprojekt der globalen Integration abzustürzen begann.

Damit hatten wir einen ersten großen Entwicklungsbogen abgeschlossen. Es ging darum, zweierlei zu zeigen: Erstens kam es darauf an, auf den qualitativen Unterschied zwischen Formen (inter)kontinentaler Territorialherrschaft und Prozessen globaler Integration zu verweisen. Was hier nicht geleistet werden konnte, ist darauf aufbauend die Expansion globaler Verbundsysteme und ihrer Regulationsstrukturen zu demonstrieren, wobei hier zumindest angemerkt werden sollte, daß „globale“ Verbundsysteme weder einheitlich waren noch unbedingt die ganze Welt flächendeckend erfaßten.⁴⁵ Zweitens ging es darum, die Vorstellung einer gewissermaßen flächigen, zweidimensionalen Organisation von Globalisierung abzubauen und sie ansatzweise als ein immer dichteres, vielschichtiges und elastisches Gewebe der engeren und weiteren, wirtschaftlichen und staatlichen, freiwilligen und gewaltsamen Integration in einen globalen Verbund zu demonstrieren. Genau das ist der Prozeß der globalen Integration. Mit der besonderen Qualität der britischen Herrschaft – der Fähigkeit der Konversion von territorialer Herrschaft in globale Regulativkapazitäten – wurde dann das Grundelement der imperialistischen Phase und des Globalisierungsprozesses im 20. Jh. überhaupt deutlich.

Wegmarken der globalen Entwicklung

Wir können an dieser Stelle innehalten, um ganz vereinfacht die Lineamente einer globalen Geschichte im 20. Jh. zu skizzieren, um damit perspektivisch einen Blick auf dieses Jahrhundert und seine globale Entwicklungsdynamik zu

gewinnen. Denn in den Jahrzehnten vor 1914 bildeten sich zwei Achsen globaler Konflikte heraus, die in ihren wechselseitigen Spannungen den Prozeß globaler Integration bis in die Krise der Gegenwart bestimmten. Beide Konfliktachsen entstanden aus der eben umrissenen, universalen Krise der autonomen Herrschaftsräume im 19. Jh. Erst von diesem Zeitpunkt an kann man ernsthaft von einer Globalgeschichte sprechen, so sehr es auch schon vorher Weltreiche und ein System von Austauschbeziehungen gegeben hat. Beide Konfliktachsen oszillierten um die Pole von Integration und Autonomie, aber außer einem gemeinsamen Schnittpunkt im Prozeß der globalen Integration hatten sie kaum etwas gemein.

Die eine, gewissermaßen „laterale“ Achse entwickelte sich um die Spannungspole von offener Weltverkehrswirtschaft und geschlossenen Staatswirtschaftsräumen. Die andere, gewissermaßen „vertikale“ Achse bildete sich zwischen den Polen von einerseits integraler und andererseits fragmentierter Vergesellschaftung. Man könnte auch sagen: zwischen Über- und Unterordnung, solange nur Verständigung darüber besteht, daß es dabei nicht mehr um die „imperiale“ Überschichtung einer Macht über eine andere geht, sondern um die Fähigkeit der selektiven Aneignung von Machtmitteln und der daraus resultierenden Segmentierung und Fragmentierung untergeordneter Gesellschaften einerseits und der erweiterten, externalisierten Vergesellschaftung überschichteter oder privilegierter Gesellschaften andererseits. Beide Gesellschaften sind damit grundsätzlich offen – sie reproduzieren sich über verschiedene globale Verbundsysteme. Aber den einen wird etwas genommen und den anderen etwas gegeben – und das sind nicht nur materielle Güter, sondern auch die Fähigkeit zu handeln.

Entlang der lateralen Konfliktachse ging es darum, wer die Kontrolle über den globalen Integrationsprozeß ausüben würde. Dies war nie nur eine Angelegenheit von Machtkapazitäten, sondern immer auch von konkurrierenden Herrschaftsstrategien. Die hauptsächlichen Konflikte waren geprägt durch die gegenläufigen Bestrebungen, globale Integration auf der Basis einer globalen Verkehrswirtschaft bzw. auf der Grundlage der Interaktion autonomer machtsstaatlicher Zentren zu etablieren, wobei Macht sowohl militärische Gewalt als auch räumlich konzentrierten wirtschaftlichen Reichtum einschloß. Das Deutsche Reich und Großbritannien sind in dieser Hinsicht das ideale Gegensatzpaar. Diese Weltmacht- und Weltmarktkonkurrenz eskalierte zunächst innerhalb Europas zum Ersten Weltkrieg. Die lange Zwischenkriegskrise zeigte dann aber nicht nur die Schwäche imperialistischer Ordnungsversuche, sondern überhaupt die Anfälligkeit Europas als globales Herrschaftszentrum. Die Sprengkraft sozialer Mobilisierung und der Versuch eines

Ausbruchs aus der externen Klammer einer krisengeplagten Weltverkehrswirtschaft einerseits und der internen Klammer korporatistischer Vergesellschaftung führten zu den verschränkten Weltmachtkriegen in Europa und Ostasien zwischen 1937 und 1945.

Weltwirtschaftskrise und Weltkriege schienen auf einen Zusammenbruch globaler Integration zu deuten, doch genau das Gegenteil ist der Fall. In diesen Krisen wuchs die Welt enger zusammen – nun allerdings nicht mehr im Rahmen einer offenen Verkehrswirtschaft, sondern im Sog des Aufstiegs der geballten amerikanischen Wirtschafts- und Militärmacht. Die vierzigjährige Übergangskrise endete mit dem amerikanischen Versuch, die Weltordnungsrolle Großbritanniens neu auf- und auszubauen. Die amerikanische Hegemonie legte die Grundlagen für den großen Nachkriegsboom, dem es aber ebenfalls nur kurzzeitig gelang, nationale Machtentfaltung und globale Integration zu synchronisieren. Um diesen Prozeß zu schildern, mußten wir die Elemente und Verlaufsformen korporatistischer Integration ebenso auffächern, wie wir das ansatzweise für die imperialistische Phase getan haben. Letztlich scheiterte jedoch auch dieser Versuch, globale Verfügungsgewalt in Weltordnung umzusetzen. Allerdings ist die Ursache dieses Scheiterns auf der zweiten Konfliktachse zu suchen, was einen wichtigen Fingerzeig auf die langfristige Umpolung von Konfliktformationen im Prozeß globaler Integration gibt. Am Ende des 20. Jhs. ist nicht die laterale Konkurrenz (auch nicht diejenige Japans), sondern der Prozeß selbsttätiger Vergesellschaftung und Selbsterneuerung die entscheidende Kraft in Auseinandersetzungen um den Prozeß der globalen Integration.

Die Interessenausinandersetzungen um die Kontrolle globaler Verfügungsgewalt stießen permanent auf Ausbruchsversuche aus Unterordnungsverhältnissen, die der subalternen Integration die Alternative autonomer Vergesellschaftung und Selbsterneuerung entgegensetzten. Diese Alternative war nie schlechthin „Widerstand gegen Unterdrückung“, sondern pendelte zwischen Versuchen selektiver Aneignung von Produktions- und Gewaltmitteln und partiellen globalen Integrationsprozessen einerseits und radikaler Aussonderung andererseits, zwischen dem Ruf nach einer Verteidigung „traditioneller“ Werte bzw. der Forcierung der durch die Prozesse der globalen Integration vorgegebenen ökonomischen und sozialen Transformationen, also Modernisierung, hin und her. So vielfältig die Erscheinungsformen von Konflikten auf dieser Achse waren, ihre zentrale Problematik war immer wieder die Suche nach selbstbestimmter Erneuerung und der Reintegration der im globalen Integrationsprozeß segmentierten Gesellschaften.

Der Konflikt entlang dieser Achse intensivierte sich in der Zwischenkriegszeit, als die Auseinandersetzung zwischen imperialistischen und korporatistischen Formen der Weltordnung sich gegenseitig blockierte. Die globale Ordnungskrise setzte eine Reihe autonomer Entwicklungsdiktaturen frei. Doch allein die Sowjetunion und China überdauerten diese Krise, indem terroristische Regime die im Krieg zerschundenen Gesellschaften vorantrieben. Der Zweite Weltkrieg eliminierte effektiv diese Alternative autonomer Entwicklung als globale Möglichkeit. Indem China und die Sowjetunion ihren Kurs der autonomen Entwicklung beibehielten, wurden sie radikal ausgegrenzt. Das ist der eigentliche Kern des Kalten Krieges, der sich zwar in Deutschland und Korea abspielte, aber die Sowjetunion und China einerseits und die USA andererseits als Hauptkontrahenten hatte. Die korporatistische amerikanische Hegemonie setzte zwar, im Gegensatz zu den imperialistischen Strategien der Jahrhundertwende, auf politische Unabhängigkeit als Voraussetzung für ökonomische Entwicklung, aber intensivierte gleichzeitig den Integrationsprozeß der neuen, kaum konsolidierten nationalen Gesellschaften und vertiefte damit den nunmehr weltweiten Prozeß der Segmentierung und Fragmentierung lokaler Gesellschaftsformationen. Dieser Vorgang der segmentierten Modernisierung wurde zum Ausgangspunkt einer neuen postnationalen und postimperialen Mobilisierung, welche die gegenwärtige Krise herbeiführte.

Aus dieser postkolonialen Krise erwuchsen die Grundelemente für eine erneute Verteidigung der Autonomie in der Erneuerung einer Welt unterschiedlicher kultureller Identitäten und Vergesellschaftungsformen. Die gegenwärtige Übergangskrise ist so durch die Tatsache gekennzeichnet, daß kein einzelner Staat und keine einzelne wirtschaftliche Macht die globalen Integrationsprozesse hinreichend organisieren könnte. Dies ist aber nicht mehr eine Sache der Herrschaftskonkurrenz, wie sie sich am Ende des 19. Jhs. herausgebildet hat. Vielmehr sind die entscheidenden Konflikte nun eindeutig auf die zweite Achse gerutscht. Neue Machtkonzentrationen bilden sich nun dort, wo die Fähigkeit zur selbsttätigen Vergesellschaftung im Prozeß globaler Integration gewahrt blieb; denn die hauptsächliche Gefahr im gegenwärtigen Stadium der Globalisierung ist die Desintegration ganzer Regionen und ihrer Gesellschaften. Allerdings sind diese neuen Machtkonfigurationen noch nicht in der Lage, ihrerseits den Prozeß der globalen Integration zu bestimmen.

Dies ist umso brisanter, als die ungebremsst voranschreitenden Prozesse globaler Integration einen völlig neuen Handlungsbedarf geschaffen haben. Dieser Handlungsbedarf (etwa in Fragen der globalen Ökologie) verweist noch einmal darauf, daß bei allen Krisen, Zusammenbrüchen und Katastro-

Weltgeschichte als Globalgeschichte

phen der Prozeß der Globalisierung doch erstaunlich persistent war. Am Ende des 20. Jhs. ist eine Rückkehr zu einer Welt allein auf sich selbst gestellter Regionen oder Staaten kaum mehr denkbar. Die Weltordnung zerfällt, aber auseinanderstrebende Gesellschaftsformen können bei allem Aufwand keine autonome Geschichte der Gegenwart organisieren – weder für sich selbst noch für den Rest der Welt. Dies scheint allein möglich, indem der Faden der Globalisierung aufgenommen wird und in der selbsttätigen Vergesellschaftung der Verbindungen zwischen unterschiedlichen Gesellschaftsformationen weitergesponnen wird. Nachdem wir nun wissen können, daß die Welt nicht in der Universalisierung des Westens endet, können wir nun endlich beginnen, das Gewebe, welches die „Menschheit“ zusammenbindet, politisch zu denken.



Die Krise des Übergangs 1970 -
Eine materiell integrierte Welt mit auseinanderstrebenden Gesellschaftsformen

- 1 Eine erste Fassung erschien in: *Radical History Review* 39 (1987), S. 69-91. – Aus dem Amerikanischen von Eckhardt Fuchs. (Anm. der Redaktion)
- 2 R. Nisbet, *Social Change and History: Aspects of the Western Theory of Development*, New York 1969; siehe auch die eher theoretische Debatte dieses Problems durch T. Ingold, *Evolution and Social Life*, Cambridge 1986.
- 3 J. M. Roberts, *The Triumph of the West*, Boston 1985 ist ein typisches Beispiel für diese Art zu argumentieren.
- 4 G. Barraclough, *An Introduction to Contemporary History*, New York 1965 war einer der ersten, der dies hervorhob.
- 5 P. Katzenstein (Hrsg.), *Between Power and Plenty: Foreign Economic Policies of Advanced Industrial States*, Madison 1978 führt das Thema für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg aus. Die klassischen Imperialismustheorien von Hobson bis zu Lenin und Bucharin sind alle auf diese zentrale Fragestellung der Entwicklung im 20. Jh. ausgerichtet.
- 6 H. Freyer, *Die Systeme weltgeschichtlicher Betrachtung*, in: *Propyläen Weltgeschichte*, Berlin 1931, Bd. 1; L. Gottschalk, *Projects and Concepts of World History in the 20th Century*, in: *XIIe Congrès International des Sciences Historiques. Rapports IV*, Wien 1965; E. Schulz (Hrsg.), *Universalgeschichte*, Köln 1974; H. Gollwitzer, *Geschichte des weltpolitischen Denkens*, 2 Bde. Göttingen 1972/82.
- 7 E. Said, *Orientalism*, New York 1978; R. Inden, *Orientalist Construction of India*, in: *Modern Asia Studies* 20 (1986), S. 401-446; D. Chiot, *The Rise of the West*, in: *American Sociological Review* 50 (1985), S. 181-195.
- 8 Sie waren an der „Krise der europäischen Wissenschaft“ um die Jahrhundertwende beteiligt, die P. Johnson, *Modern Times: The World from the Twenties to the Eighties*, New York 1983 anspricht. Allerdings macht Johnson aus dieser Krise einen Gegenstand des Spottes und interpretiert den grundlegenden intellektuellen Umschwung dieser Zeit als ein Nervenverlieren auf der Höhe der Macht, anstatt den Kollaps der historischen Methode und die daraus resultierende Auflösung einer umfassenden westlichen Erzählung über die Welt zum zentralen Problem seiner Beschäftigung mit Weltgeschichte zu machen. So spricht er von der Entdeckung der „Relativität“, tut aber so, als sei nichts geschehen. Dies läßt seine und manch andere Weltgeschichtsstudien epigonal erscheinen.
- 9 Herrschaft als Verfügungsgewalt wird von einer ganzen Anzahl miteinander konkurrierender „Schulen“ erfaßt und ist etwa in der öffentlichen Debatte über die Nord-Süd-Beziehungen thematisiert worden. Dabei hat sich das zugrundeliegende Paradigma noch weiter befestigt, indem sie Verfügungsgewalt als unüberwindliche Kraft behandeln, die die Welt aufteilt und sie in einem System von Abhängigkeit zu einem dominierenden Zentrum gefangen hält. T. E. Weiskopf, *Dependence as an Explanation of Underdevelopment: A Critique*, Ann Arbor 1977; J. F. Marsal, *Dependencia e independencia: Las alternativas de la sociología latinoamericana en el siglo XX*, Madrid 1979. Ich sehe darin nicht zuletzt einen Fall selbstverschuldeter Unmündigkeit.
- 10 H. W. Arndt, *Economic Development: The History of an Idea*, Chicago 1987. Die klassische Formulierung dieses Gesichtspunktes stammt von Max Weber, vgl. W. Schluchter, *The Rise of Western Rationalism: Max Weber's Development History*, Berkeley 1981.
- 11 Dieser Gedanke steht im Mittelpunkt der Debatte um internationale Regime, auch wenn ihre Protagonisten oft den aktuellen Gegenstand umgehen. S. Krasner (Hrsg.), *International Regimes*, Ithaca (N.Y.) 1983; W. L. Hollist/J. N. Rousseau (Hrsg.), *World System Structure: Continuity and Change*, Beverly Hills 1981; R. W. Cox, *Social Forces, States and World Orders: Beyond International Relations Theory*, in: *Journal of International Studies* 10 (1981), S. 126-155.
- 12 W. W. Rostow, *The Stages of Economic Growth: A Non-Communist Manifesto*, New York 1960; M. Weiner, *Modernization: The Dynamic of Growth*, New York 1966; M. Stanley, *The Technological Conscience*, New York 1977.

Weltgeschichte als Globalgeschichte

- 13 Zusammengefaßt in O. Sunkel/ P. Paz, *El subdesarrollo Latinoamericano y la teoría del desarrollo*, Mexico City 1970; ein kurzes und vereinfachtes Resümee in A. Portes, *On the Sociology of National Development: Theories and Uses*, in: *American Journal of Sociology* 82 (1986), S. 55-85.
- 14 P. Worsley, *One World or Three? A Critique of the World-System Theory of Immanuel Wallerstein*, in: *Socialist Register* (1980), S. 298-338; ein für dieses Argument typisches Beispiel ist die einflußreiche Untersuchung von E. Weber, *Peasants into Frenchmen: The Modernization of Rural France 1870-1914*, Stanford 1976. Für A. G. Frank, *Latin America: Underdevelopment or Revolution*, New York/London 1962 kippen Gesellschaftsverhältnisse mit imperialen Interventionen schlagartig um. Siehe auch D. Chirot, *Social Change in the Twentieth Century*, New York 1977.
- 15 Diese negative Dialektik ist eine der evidentesten Schwächen bei Said, *Orientalism* (wie Anm. 7) wie bei den Dependenztheoretikern.
- 16 U.a. E. L. Jones, *The European Miracle: Environment, Economics, and Geopolitics in the History of Europe and Asia*, Cambridge 1981.
- 17 Als Nachtrag sollte man hier einfügen, daß die neueren Versuche (etwa von Huntington), sich mit dem Problem von Zivilisationskonflikten auseinanderzusetzen, dasselbe Mißverhältnis aufweisen.
- 18 I. Wallerstein, *The Capitalist World-Economy*, Cambridge 1974 und ders., *The Politics of the Capitalist World-Economy*, Cambridge 1984. Wallersteins Fernand-Braudel-Center ist einer der Hauptproduzenten von Analysen des Weltsystems geworden.
- 19 Das klassische Beispiel ist natürlich S. P. Huntington, *Political Order in Changing Societies*, New York 1968; siehe aber auch einige der Kritiker Wallersteins wie T. Skocpol, *Wallerstein's New World Capitalist System: A Theoretical and Historical Critique*, in: *American Journal of Sociology* 82 (1977), S. 1075-1090; J. Peuras, *Dependency and World System Theory: A Critique and New Directions*, in: R. H. Chilote (Hrsg.), *Dependency and Marxism*, Boulder 1982, S. 148-155; E. K. Trimberger, *World Systems Analysis: The Problem of Unequal Development*, in: *Theory and Society* 8 (1979), S. 101-126.
- 20 R. O. Keohane, *After Hegemony: Cooperation and Discord in World Political Economy*, Princeton 1984.
- 21 Sie folgen entweder der alten Unterscheidung zwischen Machtpolitik und Realpolitik oder der zwischen wirtschaftlicher Macht und staatlicher Macht (C. K. Chase-Dunn, *Interstate system and Capitalist World Economy: One Logic or Two*, in: *International Studies Quarterly* 25 (1981), S. 19-42 oder S. Krasner, *State Power and the Structure of International Trade*, in: *World Politics* 28 (1976), S. 317-343) oder der zwischen „historischer“ und „transhistorischer“ Kontinuität und Wandel (O. R. Young, *International Regimes: Problems of Concept Formation*, in: ebd. 32 (1980), S. 331-356). Sie wiederholen alle die alte Debatte, die von O. Hintze, *Historische und politische Aufsätze*, Berlin 1908 beleuchtet wurde.
- 22 C. Geertz, *The Interpretation of Culture*, New York 1973 ist bei weitem am einflußreichsten bei der Erneuerung von Theorien über die kulturelle Entwicklung, siehe auch M. Sahlins/ E. R. Service (Hrsg.), *Evolution and Culture*, Ann Arbor 1960; M. Taussig, *The Devil and Commodity Fetishism in South America*, Chapel Hill 1980.
- 23 C. Levi-Strauss, *Tristes Tropiques*, New York 1974.
- 24 Auch hier wird man anfügen müssen, daß sich in den letzten zehn Jahren die Forschungssituation dramatisch gewandelt hat. Als wir diesen Aufsatz konzipierten, gehörte der Partikularismus noch zu den unaufgefochtenen Leithenien der Anthropologie. Erste Ansätze dazu sind diskutiert in M. Adas, *Area Studies, Social History, and the Revolution in Third World Historiography*, in: *Journal of Social History* 19 (1986), S. 324 - 343.
- 25 E. Laclau, *Feudalism and Capitalism in Latin America*, in: *New Left Review* 67 (1971), S. 19-38; C. Mélassoux, *Femmes, greniers et capitaux*, Paris 1975; P. P. Rey, *Colonialisme, neo-*

- colonialisme et transition au capitalisme: Exemple de la Comilog au Congo-Brazzaville, Paris 1971 und sein Class Contradictions in Lineage Societies, in: *Critique of Anthropology* 13 (1979), S. 41-61; J. Clmenter (Hrsg.), *The Economic Anthropology*, London 1978. Eine gute Diskussion des afrikanischen Kontextes findet sich bei J. Iliffe, *The Emergence of African Capitalism*, London 1983.
- 26 Wir müssen hier einfügen, daß unsere Interpretation – wie die der meisten anderen, die sich mit globalen Entwicklungen befassen – tief beeinflußt von K. Polanyi, *The Great Transformation*, New York 1944 ist. Die unterhändige Aneignung und die heimliche Plünderung dieser Untersuchung und die notwendige Kritik ihrer Prägung durch die vierziger Jahre verdient eine separate Untersuchung.
- 27 E. Wolf, *Europe and the People Without History*, Berkeley 1982, S. 7-23; C. Pletsch, *The Three Worlds or the Division of Social Scientific Labor*, circa 1975, in: *Comparative Studies in Society and History* 23 (1981), S. 565-590.
- 28 L. S. Stavrianos, *Global Rift: The Third World Comes of Age*, New York 1981.
- 29 Ein nützlicher Überblick ist W. McNeill, *A World History*, New York 1979; siehe auch P. Curtin, *Cross-Cultural Trade in World History*, Cambridge 1984.
- 30 S. Mintz, *Sweetness and Power: The Place of Sugar in Modern History*, New York 1985; J. DeVries, *The Economy of Europe in an Age of Crisis, 1600-1750*, Cambridge 1976.
- 31 Während diese Transitionskrise in ihren regionalen Erscheinungsformen untersucht worden ist – ein vorzügliches Beispiel bietet Key-Hiuk Kim, *The Last Phase of the East Asian World Order: Korea, Japan, and the Chinese Empire, 1860-1882*, Berkeley 1980 – gibt es sehr wenige neuere Versuche, die Krise als Teil eines globalen Transformationsprozesses konzeptionell zu erfassen. Unsere eigenen Überlegungen sind hier beeinflußt von W. A. Lewis, *The Evolution of the International Economic Order*, Princeton 1978 ebenso wie von K. Polanyi und A. Gerschenkron, *Economic Backwardness in Historical Perspective*, Cambridge 1962. Das Wachstum der globalen Wirtschaft ist beschrieben bei A. G. Kenwood/ A. L. Lougheed, *The Growth of the International Economy, 1820-1980*, London 1983.
- 32 Dieses Thema rücken in den Mittelpunkt D. North/ R. P. Thomas, *The Rise of the Western World: A New Economic History*, Cambridge 1973 und H. Bull/ A. Watson (Hrsg.), *The Expansion of International Society*, Oxford 1984.
- 33 D. R. Headrick, *Tools of Empire: Technology and European Imperialism in the 19th Century*, New York 1981; V. G. Kiernan, *From Conquest to Collapse: European Empires from 1815 to 1960*, New York 1982; P. Bairoch, *Commerce extérieur et développement de l'Europe au XIXe siècle*, Paris 1976. Zu Großbritannien vgl. u. a. S. B. Paul, *Studies in British Overseas Trade 1870-1914*, Liverpool 1960.
- 34 Zu Lateinamerika vgl. C. Abel/ C. M. Lewis (Hrsg.), *Latin America. Economic Imperialism and the State: The Political Economy of the External Connection from Independence to the Present*, London 1985; zu Westafrika siehe C. Meillassoux (Hrsg.), *The Development of Indigenous Trade and Markets in West Africa*, London 1971; J. Iliffe, *The Emergence of African Capitalism*, (Anm. 25); für Südostasien vgl. M. Adas, *The Burma Delta: Economic Development and Social Change on an Asian Rice Frontier 1852-1941*, Madison 1974.
- 35 Dies ist Gegenstand einer intensiven Diskussion: siehe P. Bairoch, *The Economic Development of the Third World since 1900*, Berkeley 1975; A. Maizel, *Industrial Growth and World Trade*, Cambridge 1963; J. R. Hanson, *Trade in Transition: Exports from the Third World 1840-1900*, New York 1980.
- 36 Die Bedeutungslosigkeit der Kolonien wird neben anderen von P. O. Moon, *Imperialism and World Politics*, New York 1926 hervorgehoben. Diese Argumente wurden Teil der Debatte um die Ursprünge und die Triebkräfte des Kolonialismus. Die gesamte Debatte ist zusammengefaßt in W. R. Louis, *Imperialism: The Robinson and Gallagher Controversy*, New York 1976 und in W. J. Mommsen, *Theories of Imperialism*, Chicago 1977. Zur jüngeren Diskussion über

Weltgeschichte als Globalgeschichte

- die ökonomische Bedeutung von Empires siehe B. Cohen, *The Question of Imperialism*, New York 1974 und M. B. Brown, *The Economics of Imperialism*, New York 1974.
- 37 Die Bedeutung Indiens im britischen Finanzsystem ist prägnant dargestellt von M. de Cecco, *Money and Empire: The International Gold Standard 1890-1914*, Oxford 1974 und Y. S. Pandit, *India's Balance of Indebtedness 1893-1913*, London 1937.
- 38 J. G. Fichte, *Der geschlossene Handelsstaat*, Jena 1920; F. List, *Das nationale System der politischen Ökonomie*, Stuttgart 1844.
- 39 B. Moore, *Social Origins of Dictatorship and Democracy: Lord and Peasant in the Making of the Modern World*, Boston 1966 unterschätzt die Transformation der 1860er Jahre. Seine Studie zeigt den beschränkten Wert vergleichender Untersuchungen für eine Geschichte der Globalisierung. Er behandelt jede Gesellschaft, als wäre sie eine isolierte Einheit, während das Gegenteil der Fall ist. Seine „Revolution von oben“ wird zur Sache „vormoderner“ Eliten, die ein mythisches „modernes“ Zeitalter anstreben, statt ein Problem konkurrierender Selbsterneuerung im Kontext einer sich formierenden globalen politischen Ökonomie. Seine Charakterisierung der Mobilisierung des Volkes erschöpft sich in der Gegenüberstellung von „rationalen“ und „irrationalen“ Bewegungen, anstatt diese Mobilisierung im Zusammenhang mit der Mobilisierung der Gesellschaft in einer globalen Herrschaftskonkurrenz zu deuten. Schließlich verfehlt er die „modernen“ Wurzeln autoritärer Regime, wenn er den Aufstieg des „Autoritarismus“ – in Schumpeterscher Art – dem Fortbestehen agrarischer Oligarchien zuordnet.
- 40 Die Literatur zum Korporatismus ist umfangreich und in weiten Teilen ahistorisch. Sie wird kritisch kommentiert von A. Cawson, *Corporatism and Political Theory*, London 1986.
- 41 G. Kitching, *Development and Underdevelopment in Historical Perspective: Populism, Nationalism, and Industrialization*, New York 1982.
- 42 Über den sogenannten „neuen Imperialismus“ ist B. Semmel, *Imperialism and Social Reform: English Social Imperial Thought 1895-1914*, London 1960 grundlegend. Siehe auch G. R. Searle, *The Quest for National Efficiency*, Oxford 1971.
- 43 S. Amin, *Accumulation on a World Scale: A Critique of the Theory of Underdevelopment*, 2 Bde., New York 1974 etwa unterschätzt diese Grenzen, indem er eine Dichotomie von Entwicklung und Unterentwicklung zugrundelegt. Eine Alternative ist F. Cooper, *Africa in the World Economy*, in: *African Studies Review* 213 (1981), S. 1-86.
- 44 K. Fields, *Revival and Rebellion in Colonial Africa*, Princeton 1985 und M. Adas, *Prophets of Rebellion: Millenarian Protest Movements against European Colonial Order*, Chapel Hill 1979 sind gute Beispiele für die Deutung von Kulthandlungen der Eingeborenen. Die Wichtigkeit der Organisation von Macht und Produktion ist ausgeführt in H. Harootyan, *Things Seen and Unseen: Discourse and Ideology in Tokugawa Nationalism*, Chicago 1986. Das klassische Beispiel für das Zusammenspiel von kolonialer Kollaboration und Widerstand ist natürlich die Herausbildung der indischen Kongreßpartei. Vgl. J. McLane, *Indian Nationalism and the Early Congress*, Princeton 1977 und R. Ray, *Urban Roots of Indian Nationalism*, New Delhi 1977.
- 45 Hier muß A. Appadurai, *Disjuncture and Difference in the Global Cultural Economy*, in: *Public Culture* 2 (1990), S. 1-24 als grundlegender Beitrag angemerkt werden.